

Suhrkamp

Louis Begley Schmidt

Roman

suhrkamp taschenbuch 3000

Louis Begleys erfolgreicher Roman spielt in der wohlhabenden und kultivierten Welt der New Yorker Upper Class. Der hochangesehene Wirtschaftsanwalt Albert Schmidt, »Schmidtie« genannt, gerät nach der Frühpensionierung und dem Krebstod seiner Frau in eine Lebenskrise. Wie ein Schlag trifft ihn die Ankündigung seiner Tochter, einen seiner ehemaligen Kanzleizögline zu heiraten: Ist jener Jon Riker nicht ein banaler Streber, ein kulturloser Karrierist, und nicht zuletzt – ein Jude? Es beginnt ein hartnäckiger Abwehrkampf gegen die Ambitionen der nachfolgenden Generation, ein Ringen um Vermögen, Anerkennung und Selbstwertgefühl, dessen präzise und lakonische Schilderung den Leser rasch in den Bann zieht. Noch während Schmidtie mit dem Vorwurf des Antisemitismus, mit bitteren Erkenntnissen und subtilen Verletzungen beschäftigt ist, begegnet ihm in der Gestalt der jungen puertoricanischen Kellnerin Carrie die Chance für ein spätes Glück.

»Es ist rätselhaft«, stellt Martin Lüdke in der »Zeit« fest: »Der Leser fragt sich dauernd, ob er diesen Schmidt mag, ob er nett ist oder ein Ekel. Louis Begley ist ein Meister des philosophischen Romans in der Mimikry beiläufiger Plauderei. Er betreibt die verdeckte Ermittlung unserer Lebensweise.«

Louis Begley
Schmidt

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Christa Krüger

Suhrkamp

Die Originalausgabe
erschien unter dem Titel *About Schmidt* 1996
bei Alfred A. Knopf, New York
© Louis Begley 1996



7. Auflage 2024

Erste Auflage 1999
suhrkamp taschenbuch 3000
© der deutschsprachigen Ausgabe 1997,
Suhrkamp Verlag AG, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von heißmann, heilmann, hamburg
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-39500-4

www.suhrkamp.de

Für P , A . und A .

Già che spendo i miei danari,
Io mi voglio divertir.

Don Giovanni

I

Schmidts Frau war kaum sechs Monate tot, da eröffnete ihm sein einziges Kind Charlotte, sie werde heiraten. Er saß noch am Küchentisch beim Frühstück. In der linken Hand hielt er den New York-Teil der *Times*; wie jeden Samstag hatte er die Börsenkurse der Investmentanteile studiert, um den Stand von zwei Anlagen zu prüfen, ein Beteiligungskapital und ein internationaler Aktienfonds, die er aus eigenem Antrieb und in voller Überzeugung gekauft hatte und nun ganz irrational – denn der Rest seines Geldes wurde durchaus erfolgreich von einem professionellen Anlageberater verwaltet, dem er ebenfalls in voller Überzeugung freie Hand ließ – für das Barometer seiner Finanzlage hielt. Der Kurs des Beteiligungskapitals war um zehn Cents gefallen. Er schätzte den Verlust auf fünfzig Cents pro Woche. Die internationalen Papiere standen auch schlecht. Er legte die Zeitung beiseite, sah seine Tochter an – so groß und schmerzhaft begehrenswert kam sie ihm vor, wie sie in ihrem durchgeschwitzten Jogginganzug vor ihm stand –, sagte: Das freut mich für dich, wann soll es denn sein? und fing an zu weinen. Er hatte nicht mehr geweint seit jenem Nachmittag, als der Facharzt den Rat noch einmal wiederholte, den er vorher schon am Telefon geäußert hatte: Geben Sie den Gedanken an eine Operation auf, warum sollen wir Mary verstümmeln, sie würde nicht einmal ein Jahr dadurch gewinnen, wir werden ihr Schmerzen ersparen, so gut wir können. Inzwischen versuchen Sie beide, sich noch eine schöne Zeit zu machen. Er hielt Marys Hand, bis sie draußen auf der Straße waren.

Die Morgensonne blendete. Er setzte Mary in ein Taxi

– normalerweise wäre sie zu Fuß nach Hause gegangen, aber er sah, daß sie fassungslos war und kaum wußte, wo sie sich befand –, hielt dann ein zweites Taxi an, ließ sich zu seinem Büro fahren, erklärte der Sekretärin, er wolle nicht gestört werden, schloß die Tür, rief David Kendall an, den Hausarzt und Freund der Familie, erfuhr, daß dieser den Rat mit dem Facharzt vorher abgesprochen hatte, und fing an zu weinen, mit dem Gesicht nach unten auf der Couch liegend, weinte wie ein Kind, während sein Leben mit Mary auf der Bildfläche seiner brennenden Lider abrollte wie eine überholte Wochenschau. An jenem Tag hatte er das Ende seines Glücks beweint. Aber heute kamen ihm die Tränen, weil der Zusammenbruch einer erträglichen Existenz drohte, die ihm hätte erhalten bleiben können. Er brauchte Charlotte nicht zu fragen, wer der Mann war: Jon Riker war schon eine ganze Weile im Spiel gewesen, lange bevor Marys langsames Sterben begonnen hatte. Zur Zeit rasierte er sich wahrscheinlich gerade in Charlottes Bad.

Im Juni, Dad. Wir wollten das genaue Datum mit dir abstimmen. Warum weinst du so?

Sie setzte sich und streichelte ihm die Hand.

Vor lauter Glück. Oder weil du so erwachsen bist. Ich höre schon auf. Versprochen.

Er putzte sich umständlich die Nase, nahm dazu ein Blatt von der senkrecht im Halter stehenden Rolle Küchenpapier neben der Spüle. Seit einiger Zeit ertappte er sich dabei, daß er vermied, das Taschentuch zu benutzen, das er immer in der Hosentasche trug, als wolle er es aufbewahren, um im Fall einer nicht näher bestimmten plötzlichen Notlage durch ein sauberes Taschentuch gegen Peinlichkeiten gewappnet zu sein. Dann küßte er Charlotte und ging in den Garten.

Jim Bogard, der neue Gärtner, den er zu Beginn der

Pflanzzeit eingestellt hatte, war mit seiner Mannschaft die ganze Woche über am Werk gewesen. Wieder einmal registrierte Schmidt mit Befriedigung, daß die abgestorbenen Blätter und trockenen Zweige zusammengerecht und sogar von den mulchbedeckten Blumenbeeten und den schwer zugänglichen Stellen unter den Azaleen und Rhododendren aufgesammelt waren. Die welken gelben Stengel von Marys Lilien waren so dicht über dem Boden abgeschnitten, daß man die unter der Erde liegenden Zwiebeln kaum mehr erahnen konnte. Die Montauk-Daisies sahen nach dem Rückschnitt aus wie Stachelschweine; die Geißblatthecken waren säuberlich und exakt rechtwinklig getrimmt; sie faßten das Grundstück an drei Seiten ein, so daß es nur zu dem Salzwasserteich hin offen war, der jenseits einiger Felder lag, die wegen des milden Wetters schon einen leichten Grünschimmer vom keimenden Winterroggen hatten. Wenn der Nachbar Foster sich entschließen sollte, sein Grundstück zu parzellieren oder wenn er einem Baulöwen in die Hände fiel, dann wäre es nicht schwer, die Sicht auf alle baulichen Scheußlichkeiten, die Bauwütige sich ausdenken mochten, mit Grünpflanzen zu versperren: Wenn es hoch kam, konnten sie zwei oder drei Häuser bauen. Natürlich verlöre man dann das Gefühl der Weite und die Aussicht. Diese Möglichkeit beunruhigte ihn jedes Jahr, sobald die Kartoffeln geerntet waren und die Bauern Zeit fanden, sich mit Geld und Steuern zu befassen. Als er das letzte Mal in der Baumschule gewesen war, hatte er daran gedacht und sich nach Angebot und Preis für ausgewachsene Büsche umgesehen; sie waren nicht so teuer wie er erwartet hätte. Sollte er die Initiative ergreifen und mit Foster über seine Pläne reden? Mary hatte nicht so viel von ihrem eigenen Kapital im Bridgeton-Grundstück festlegen wollen, und sie war dagegen gewesen, daß er sein Geld

dafür verwendete, aber Charlotte, richtiger: Charlotte und Jon – an diese Formulierung würde er sich wohl gewöhnen müssen – sahen das Problem vielleicht anders. Grund und Boden zum Schutz des eigenen Besitzes zu erwerben, reute einen nie.

Er ging um Haus und Garage herum und musterte die Gebäude eingehend. Hier und da hatten Bogards zwitschernde Ecuadorianer einen Apfel übersehen. Er sammelte alle auf, die er sah, warf sie auf den Komposthaufen und inspizierte dann der Reihe nach die Garage, das Schwimmbecken mit der neuen Abdeckung, die ihm mißfiel, und das Badehaus – eigentlich ein merkwürdig klein geratener Schober –, das sie gerade noch in ein Cottage hatten umbauen können, bevor die Nachricht von Marys Krankheit wie ein Blitz einschlug. Der Umbau war ihr Plan gewesen: Schmidt hätte Charlotte und deren Gäste lieber im Haus untergebracht, unter einem Dach mit ihnen gewohnt – peinliche Situationen wären daraus nicht erwachsen, da Mary ohnehin verlangte, daß diese jungen Männer das hinter der Küche liegende Schlafzimmer samt Toilette mit Duschkabine benutzten –, damit sich das gemeinsame Frühstück mit Charlotte wie von selbst ergab und nicht eigens verabredet werden mußte. Er hätte ganz selbstverständlich mit seiner Zeitung am Küchentisch oder im Schaukelstuhl sitzen bleiben und zuhören können, wie sie telefonierte oder sich mit ihrem Gast unterhielt; dabei hätte er nebenbei erfahren, was sie für den Tag plante.

Als die Schlafzimmer im Oberstock des Badehauses mit ihren *Town & Country*-Badezimmern und der rotgekachelten Küche neben den Umkleideräumen eingebaut waren, wurden die Morgenstunden schwierig für Schmidt. Theoretisch bewohnte Jon Riker diese neuen Räumlichkeiten noch allein oder mit Gästen, die er und Charlotte

eingeladen hatten, aber Charlotte richtete dort das Frühstück, und Schmidt spürte einen inneren Widerstand gegen die Vorstellung, einfach einzudringen und sich mit an den Tisch zu setzen. Mary hatte das ganz selbstverständlich getan und ihn wegen seiner Förmlichkeit ausgelacht. Aber er überraschte andere ebenso ungern, wie er sich selbst überraschen ließ. Seiner Ansicht nach räumte man den jungen Leuten ein eigenes Haus nur ein, um ihre Privatsphäre zu schützen. Er versagte es sich, dort aufzutauchen, wenn er nicht eingeladen war. Weil eine solche Einladung aber nur ganz selten an ihn erging, versuchte er, die Höflichkeitsregeln, die er selbst aufgestellt hatte, zu umgehen, indem er anrief und fragte, ob es ihnen lieb wäre, wenn er ihnen die Zeitung bringe. Manchmal holte er die Zeitung zu früh, bevor sich im Erdgeschoß des Badehauses etwas regte. Jon schlief noch, und Charlotte vermutlich auch – in Jons Bett. Dann funktionierte dieser Vorwand nicht, und er sah traurig zu, wie Charlotte die *Times*, die er für sie gekauft hatte, vom Küchentisch nahm, mit ihr quer über den Rasen ging und hinter der abweisenden Tür des anderen Hauses verschwand.

Schmidt konnte nicht abstreiten, daß das Badehaus sich während Marys Krankheit als ein Segen erwiesen hatte. Es hatte Charlotte und Jon gestattet, ein relativ sorgloses Leben neben dem der Eltern zu führen, ohne auf die Ungleichheit aufmerksam zu werden, ohne Mary zu sehr zu ermüden und ohne daß Jon zwangsläufig hätte mit ansehen müssen, wie Mary in ihrem Kampf erst nur kleine, dann aber erschütternde und demütigende Niederlagen erleiden mußte. Als es dahin kam, hatte Charlotte die Eltern schon wissen lassen, daß sie aus ihrem Studio in der West 10th Street aus- und in Rikers Apartment im Lincoln Center einziehen werde, und man mußte

sich von der Fiktion verabschieden, daß sie in ihrem Zimmer im großen Haus schlief, indes er die Nacht in einem einsamen Bett zubrachte, vielleicht mit der Arbeit an Papieren, die er aus seinem Büro mitgenommen hatte. Da war nichts zu machen: Ihr nahezulegen, sie solle ihn nicht mehr aufs Land mitbringen, wäre eine unnütze Provokation gewesen, die mit Sicherheit bewirkt hätte, daß Charlotte ganz in der Stadt geblieben wäre. Aber sowie Mary tot war – genau gesagt, am Abend des Tages, als sie alle zur Beerdigung aus der Stadt anreisten –, quartierte Charlotte Jon in ihr Zimmer um, das Zimmer mit den Bogenfenstern und dem blauen Chinateppich, den Schmidt bei der Versteigerung einer Konkursmasse in Amagansett für sie gekauft hatte, dieses Zimmer, das so besonders gemütlich war, weil es in dem solideren Teil des Hauses lag, der um die Jahrhundertwende angebaut worden war. Und bei dem Arrangement war es geblieben: Seine Tochter und ihr Liebhaber waren von ihm nur durch den Treppenabsatz getrennt und den Flur zwischen ihrem Zimmer und dem ehemals gemeinsamen Schlafzimmer von Schmidt und Mary, in dem er jetzt allein schlief. Schmidt protestierte nicht; seiner Empfindung nach gehörte das Haus nun mehr seiner Tochter als ihm. Charlotte hatte ihn wissen lassen, sie plane, das Badehaus weiterhin für jüngere Gäste zu nutzen – ihre und Jons Freunde –, damit Schmidts leichter Schlaf nicht durch die stampfenden Bässe alternativer Rockmusik oder durch knallende Schlaf- oder Badezimmertüren gestört würde –, nicht jeder schließe Türen so vorsichtig, wie er es seiner Frau und Tochter anerkennen habe. Das war rücksichtsvoll, und Schmidt begrüßte die Wiedereinführung des von ihm so geschätzten Morgenrituals an den Wochenenden. Aber wie sollte er es schaffen, sich nicht als der *tiers incommode* bei diesem Arrangement zu fühlen?

Alles in allem machte das Haus einen guten Eindruck. Mary und er waren, kurz nachdem er seine vorzeitige Pensionierung ausgehandelt hatte, aufs Land gezogen. Schmidt hätte es obszön, ja, eher obszön als unerträglich gefunden, tagein, tagaus in sein Büro zu gehen, aus reiner Gewohnheit den Verbindlichen zu spielen, sich von dem Moment an, da er den Fuß dort über die Schwelle setzte, mit gesammelter Konzentration seiner Arbeit zuzuwenden, als ob nicht alles in Trümmer gefallen wäre, sich zeitweilig so sehr in das Problem eines Mandanten zu vertiefen, daß er Mary ganz vergaß und jedenfalls stundenlang nicht an sie dachte, während sie buchstäblich alleingelassen auf dem Folterbett lag. Er bot das Apartment in der Fifth Avenue zum Verkauf an. Daß es für sie beide viel zu groß war, hatte sich gezeigt, sobald sie keine Einladungen mehr gaben; der Wind vom Central Park fegte so heftig durch die Seitenstraße, daß der Türsteher schon im Winter nach Marys erster Operation den Arm um sie legen mußte, damit sie nicht auf dem Weg zum drei Schritt entfernten Taxi umgeweht wurde; außerdem machten sich nach der drastischen Verringerung von Schmidts Gehalt die Betriebskosten dieser großen Wohnung unangenehm bemerkbar.

Es verstand sich von selbst, daß sie beide das Haus in Strandnähe besonders gern hatten, zu allen Jahreszeiten und bei jedem Wetter. Wenn Mary besorgt war, daß er sich in Bridgehampton eingesperrt und ohne seine altgewohnte Werktagsroutine verloren vorkäme, beruhigte er sie: Er habe mehr als genug Jahre hinter dem Schreibtisch verbracht, und sie gäben New York ja nicht ganz und gar auf. Zwei Stunden Busfahrt in die Stadt könnten genauso zur angenehmen Gewohnheit werden wie jede Routine; wenn es an der Zeit sei, würde man nach einem *pied-à-terre* Ausschau halten, vielleicht in einem der neuen Häu-

ser mit Eigentumswohnungen, die angeblich gar nicht so schäbig waren, warum nicht Eigentümer einer flotten kleinen Bude in einem Stockwerk ganz oben sein, dann hätte man um sich herum nur den Himmel und die brummende Klimaanlage und Küchen- und Waschmaschinen, die noch kein Mensch benutzt hatte. Natürlich wußten sie beide, daß dafür keine Zeit mehr blieb. Marys Kraft hatte wie durch ein Wunder gereicht, bis die wichtigsten Möbelstücke und Gegenstände im Landhaus eingetroffen und gut untergebracht waren. Danach fing das Warten auf das Ende an; es nahm beide ganz in Anspruch.

Gegen Jon Riker war durchaus nichts einzuwenden. Schmidt hatte ihn eines Abends zum Essen eingeladen, zusammen mit einer ganzen Gruppe von Mitarbeitern und zwei Direktoren der Investitionsabteilung einer Hartford- Versicherungsgesellschaft, für die sie alle arbeiteten; es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, daß Charlotte den jungen Mann auffallend attraktiv finden könnte. Er war sogar überrascht, daß sie überhaupt erschien, nachdem Mary sie vorgewarnt hatte, die Party sei ein Geschäftsessen, eine von diesen gesellschaftlichen Pflichtveranstaltungen, die ranghohe ältere Vorgesetzte ab und zu auf sich nehmen müssen, um der hart arbeitenden Jungmannschaft das Gefühl zu geben, ihre Leistung werde anerkannt und geschätzt. Aber am nächsten Morgen sagte Charlotte, sie freue sich, dabeigewesen zu sein. Sie meinte, Jon sehe wie Sam Waterston aus; dieser Vergleich war Indiz genug für Schmidt: Er war im Bilde. Sie hatte im Jahr zuvor ihr Examen in Harvard gemacht und wohnte noch zu Hause. Jetzt, oder wenigstens im Lauf der folgenden Wochen, wäre es an der Zeit gewesen, zu sagen, was er wirklich von Jon als möglichem Verehrer seiner Tochter hielt. Aber er behielt es für sich, weder Charlotte noch Mary erfuhren es je. Er gab ihnen nur die

offizielle Version seiner Beurteilung: ein ausgezeichnete junger Anwalt, daß er Sozios wird, ist so gut wie sicher; nur arbeitet er zuviel. Woher wird er die Zeit nehmen, mit Charlotte ins Kino zu gehen, von Kino mit anschließendem Essen gar nicht zu reden! Schmidt hatte sich korrekt und konsistent verhalten und war stolz darauf, genauso wie später, als er der wichtigste, wahrscheinlich der ausschlaggebende Befürworter von Rikers Beförderung zum Sozios wurde. Zum Glück für Riker beriet und entschied man sich zu seinen Gunsten, bevor er Charlottes Liebhaber wurde; jedenfalls wurde er befördert, bevor die Affäre in aller Munde war oder bevor Mary Schmidt die Augen geöffnet hatte, so daß die Kanzlei sich nicht mit der gefürchteten Frage befassen mußte, ob hier ein Verstoß gegen das Nepotismus-Verbot drohte.

Aber selbst wenn Charlotte ihm nicht eben erst mitgeteilt hätte, daß sie und Jon sich entschieden hatten – wenn man's recht bedachte, hätte Jon sich eigentlich die Mühe machen können, bei Charlottes Vater um ihre Hand anzuhalten –, und selbst wenn es nicht lachhaft verspätet gewesen wäre, in aller Offenheit mit Charlotte zu reden, so hätte er immer noch nichts gegen Riker, genauer: gegen die Ehe, vorbringen können, nichts, das nicht in ihren Ohren und vielleicht sogar in seinen eigenen, sobald es ausgesprochen war, schrullig, besitzergreifend und verdächtig nach Eifersucht oder Neid geklungen hätte. Nichts hätte er sagen können, allenfalls zugeben, daß er die Qualitäten Rikers, die mit der Zeit bestimmt einen brauchbaren, zuverlässigen Sozios aus ihm machen würden, nur im Rahmen der geliebten Kanzlei schätzte – die Kanzlei fehlte ihm, vor allem als Geldquelle und als durchlässige Schranke gegen Selbstzweifel, das merkte Schmidt allmählich –, daß er aber außerhalb des Büros nicht viel auf derartige Qualitäten gab und daß sie mit

Sicherheit nicht den Eigenschaften entsprachen, die er an einem Schwiegersohn wünschenswert fand. Ein arabisches Sprichwort – einer seiner Partner, zu dessen Mandanten auch Ölmillionäre im Nahen Osten zählten, hatte ihm versichert, es sei echt – sagt: Ein Schwiegersohn ist wie ein Kiesel, nur schlimmer, weil man ihn nicht aus dem Schuh schütteln kann. Schmidt wußte, daß die Römer ganz anderer Meinung gewesen waren und diese Eindringlinge hochgeschätzt hatten: Wenn man eine Frau wirklich liebt, dann liebt man sie, wie ein Mann seine Söhne und Schwiegersöhne liebt. Er bedauerte es, keine Söhne zu haben, deshalb war es häufig vorgekommen, daß er in seinem Beruf besondere Zuneigung zu dem jeweils besten seiner jungen Mitarbeiter empfand – ein Gefühl, das im allgemeinen so lange erwidert wurde, bis der dergestalt ausgezeichnete, zu Schmidts rechter Hand ernannte und mit besonderer Loyalität behandelte Mitarbeiter Sozius geworden war und keine Vaterfigur mehr in der Kanzlei brauchte. Um so mehr hatte er darauf gehofft, für den Mann, der Charlotte heiratete, die Gefühle eines Römers hegen zu können. Aber wieso hätte er sie ausgerechnet für Jon Riker aufbringen sollen?

Das Zeug, das er mit beträchtlicher Eloquenz über Jon Riker in den kritischen Beurteilungen geschrieben hatte, die nach dem Usus der Kanzlei auf die Erledigung jedes wichtigen Auftrags zu folgen hatten, war ganz zutreffend: Mit kleinen, dem jeweiligen Anlaß Rechnung tragenden Varianten klang es genau wie das, was er Charlotte und Mary erzählt hatte: Es war die nötige Floskel-Mantra, die er ermattet bei Firmenbesprechungen wiederholte, wenn Jons Ernennung zum Sozius auf der Tagesordnung stand. Diese Floskeln widersprachen nicht Rikers sonstigen Eigenschaften, die Schmidt weniger schätzte, aber nicht erwähnenswert gefunden hatte, weil sie kaum mit den

Kriterien zu tun hatten, die für seine Mitgesellschafter bei der Beurteilung junger Kandidaten den Ausschlag gaben. Zum Beispiel die Schmalspurigkeit dieser hohen Intelligenz: Was hatte sein zukünftiger Schwiegersohn eigentlich im Kopf außer Mandantenfragen und Terminen samt der Ebbe und Flut von Konkursverfahren (Jons ärgerliches Spezialgebiet, die Domäne großmäuliger, übergewichtiger, stillos herausgeputzter Anwälte, Gott sei Dank sah Jon weder so aus, noch hörte er sich an wie sie), außer der Zuschauerrolle bei sportlichen Ereignissen und den finanziellen Aspekten des Daseins?

Jons ständiges Gerede über Finanzen war auch eine Art Mantra, eine, die Schmidt verachtete. Zum Beispiel: Hätte Jon nach seiner Referendarzeit eine Stelle bei einer Kanzlei annehmen sollen, die ihre Mitarbeiter besser bezahlte als Wood & King? Wie hoch war der Einkommensverlust, den ihn seine Entscheidung möglicherweise gekostet hatte, wie war er aufzurechnen gegen die eventuell geringere Wahrscheinlichkeit der Beförderung zum Sozius in einem anderen lukrativeren Unternehmen – aber wenn er auch dort den Aufstieg geschafft hätte – was für eine Goldgrube wäre ihm entgangen! Und wie stand es jetzt, da er Sozius bei Wood & King geworden war: Erhielten die Gesellschafter seiner Generation einen angemessenen Anteil vom Firmeneinkommen (an dieser Stelle war dann wohl der Griff nach dem Taschenrechner fällig, der im säuberlich unterteilten Attachékofferchen steckte – ein üppiges Geschenk von Charlotte), oder ging zuviel davon an die alten Knaben (Typen wie Schmidt, aber das wurde nicht ausgesprochen), die nicht den Anstand besessen hatten, auszuschneiden, sobald ihre Produktivität nachließ? Sollte er ein Apartment kaufen oder weiter zur Miete wohnen, sollte er lieber eine Eigentumswohnung erwerben oder einen Anteil an einem Gemein-